

(Nachdruck verboten.)

35]

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Was, wollt Ihr schon gehen?“ sagte Stolpe. „Ja, Tod und Teufel, es ist ja auch schon spät geworden. Aber erst müssen wir noch ein Lied singen.“

„Bald wird es tagen,“ schlug Frau Stolpe vor; sie war so müde, daß sie einnickte.

Als man den Sozialistenmarsch gesungen hatte, brach man auf. Lasse wurden die Taschen mit Süßigkeiten für die drei Verwaisten vollgestopft.

„Wo ist denn bloß auf einmal der Bardauspringer abgeblieben?“ fragte Otto plötzlich.

„Der ist am Ende unten im Hof krank geworden,“ sagte Stolpe, „lauf doch mal runter und sieh nach ihm, Frederik!“ Sie hatten ihn ganz vergessen.

Frederik kam zurück. Bardauspringer sei nicht unten im Hof und der Torweg sei abgeschlossen.

„Er wird doch wohl nicht aufs Dach gegangen sein,“ sagte einer. Sie stiegen die Hintertreppe herauf, die Tür zum Boden stand offen und das Dachfenster ebenfalls. Otto wart den Kopf ab und schwang sich durch das Fenster. Ganz hinten auf dem Dachrücken sah der Bardauspringer und schnarchte. Er lehnte sich gegen die Kante der Brandmauer, die eine halbe Elle aufragte, gleich hinter ihm lag der jähe Abgrund.

„Auf um Gotteswillen nicht,“ sagte Mutter Stolpe gedämpft, „und faß ihn fest an, ehe Du ihn weckst.“

Aber Otto ging geradeswegs auf seinen Kameraden los. „Hallo, Kamerad, Feierabend!“ rief er.

„Zawohl,“ sagte der Bardauspringer und kam auf die Beine. Er stand einen Augenblick da und schwankte über dem Abgrund; dann zog er die Richtung über das Dach vor, folgte Otto auf den Fersen und kroch durch das Fenster.

„Was, zum Teufel, hast Du da eigentlich gemacht?“ fragte Stolpe lachend. „Bist Du auf Arbeit gewesen?“

„Ich bin bloß da oben gewesen, und habe ein bißchen frische Luft geschöpft. Habt Ihr eine Flasche Bier? Aber was ist denn das? Die gehen alle schon nach Hause?“

„Ja, Du hast zwei Stunden da oben gefressen und Sterne angequakt,“ antwortete Otto.

Alle Gäste waren gegangen. Lasse und das junge Paar standen da und warteten, um sich zu verabschieden. Frau Stolpe standen die Tränen in den Augen, sie wickelte Ellen ein. „Gib nun auch gut acht, die Nacht ist so kalt,“ sagte sie mit erstirfter Stimme und stand da und nickte ihnen mit tränengeblendeten Augen nach.

„Herr Du meines Lebens, da ist doch nichts zum Weinen,“ sagte Maurer Stolpe und führte sie hinein. „Nach Du nun, daß Du zu Bett kommst, ich will den Bardauspringer schon in Schlaf lullen. Hab Dank für den heutigen Tag, Mutter!“

Pelle hatte seinen Arbeitstisch vor dem schmalen Pfeiler zwischen den beiden Fenstern der Wohnstube aufgestellt. Man konnte sich gerade zwischen dem Ende des Arbeitstisches und dem runden Tisch, der mitten im Zimmer stand, hindurchdrücken. An der Hauptwand stand ein eichengemaltes Büfett, das Ellens Stolz war, und gerade gegenüber an der entgegengesetzten Wand stand ihre Junge-Mädchen-Kommode mit dem Spiegel darüber und einer weißen gestickten Decke darauf. Auf der Kommode standen ein polierter Nästkasten, ein paar Photographien und einige Nippesgegenstände; mit ihrer weißen Decke glich sie einem Altar.

Pelle war nun jeden zweiten Tag bei Meister Beck, die übrige Zeit sah er daheim und spielte den kleinen Meister. Er hatte viel Bekannte hier draußen, lauter arme Leute, die ihr Schuhzeug bis auf die Strümpfe verschliffen, ehe sie es machen ließen; aber ein Tagelohn ließ sich doch damit verdienen. Aus Ellens Familie und ihrem Verkehr erhielt er auch Arbeit. Das war eine andere Art Leute; selbst wenn es ihnen schlecht gehen konnte, bewahrten sie immer den Schein und traten mit einer gewissen Flottheit auf. Ihre wundren Punkte behielten sie für sich.

Er hätte sicherlich reichlich Gesellenarbeit finden können, zog aber diese Ordnung vor, die die Grundlage zu etwas Selbständigem gab; es war mehr Zukunft darin. Es lag auch ein eigener Klang in der Arbeit, mit dem Heim als Hintergrund. Es verlieh dem Gemüt fruchtbare Wärme, den Blick von der Arbeit ins Zimmer hineinschweifen zu lassen, wo die Dinge so vertraulich standen und Gemütlichkeit um sich her verbreiteten, als hätten sie immer zusammengehört. Wenn die Morgensonne hineinfiel, lachte das Ganze, und mitten darin ging Ellen summend und geschäftig umher. Sie hatte das Bedürfnis, immer in seiner Nähe zu sein, und freute sich über jeden Tag, den er daheim verbrachte. Dann fürzte sie ihre Arbeit in der Küche soviel wie möglich ab und saß drinnen bei ihm. Er mußte sie lehren, Kliden aufzusteppen und eine Sohle aufzunähen, und sie half ihm bei der Arbeit.

„Nun bist Du Meister und ich bin Dein Geselle,“ sagte sie froh. Sie verschaffte ihm auch Kunden; ihr Bestreben ging darauf hinaus, ihn immer zu Hause zu behalten. „Ich will Dir schon helfen, so viel ich nur kann. Und eines schönen Tages hast Du dann so viel Arbeit, daß Du einen Lehrling annehmen mußt und später einen Gesellen.“ Dann nahm er sie in seine Arme, und sie arbeiteten um die Wette und sangen Lieder.

Pelle war ganz glücklich und hatte alle Sorgen und Bürden von sich geworfen. Dies war sein Nest, wo jedes Reis und jeder Strohalm mehr wert war als alles andere auf der Welt. Sie hatten genug zu tun, es zusammenzuhalten und ein wenig weich auszufüttern, und Pelle ging in dieser Arbeit auf mit einer Freude, als habe er erst jetzt seine eigentliche Bestimmung gefunden. Sin und wieder trieben schwere Dünungen aus der Bewegung der Masse zu ihm hinein und versetzten sein Gemüt in starke Schwingungen. Dann redete er feurig in bestiger Empörung, oder sein Glück führte ihm lichte Bilder vor Augen, die er Ellen erklärte. Sie laufchte ihm stolz, und unter ihren verliebten Augen erkühnte er sich zu stärkeren Ausdrücken und Wildern, als es eigentlich seine Natur war. Wenn er dann endlich schwieg, fuhr sie fort, ihre dunklen Augen, die immer etwas in ihm zu sehen schienen, was er selbst nicht kannte, unverwandt auf ihm ruhen zu lassen.

„Woran denkst Du jetzt?“ fragte Pelle, der gern eine Unterhaltung darüber anknüpfen wollte, was sich in ihm regte. Es gab niemand weiter für ihn als Ellen. Er hatte das Bedürfnis, das Neue gerade mit ihr zu bereden und das wunderbare Glück zu empfinden, auch das zu zweien zu durchleben.

„Ich denke daran, wie rot Dein Mund doch ist, wenn Du redest! Er sehnst sich gewiß nach Küffen,“ antwortete sie und flog ihm um den Hals.

Die Geschehnisse rings umher interessierten sie nicht; sie konnte nur von ihrer Liebe sprechen und von dem, was sie selbst betraf. Aber das heftige Starren in ihrem Blick verließ dem Leben einen tiefen Hintergrund. Ganz rätselhaft konnte es auf ihn wirken, wie ein Voden, das den unbekanntem Seiten seines Wesens galt. Der Pelle, den sie sieht, muß ein anderer sein als der, den ich kenne, dachte er glücklich. Etwas Schönes und Starkes mußte es sein, das sie so fest hielt, daß sie litt, wenn sie sich nur einen Augenblick von ihm entfernte. Wenn sie dann lange genug gestarrt hatte, preschte sie sich verwirrt an ihn und verbarg ihr Antlitz.

Ohne daß er es bemerkte, leitete sie seine Kräfte wieder auf sein eigenes Gebiet hin. Er konnte für zwei arbeiten, wenn sie ihm gegenüber am Tisch saß und ihn unterhielt, während sie half. Pelle fand eigentlich, daß ihr kleines Nest ganz gemütlich war, aber Ellen hatte den Sinn voller Pläne für Verbesserungen und Fortschritte auch dort. „Zu dem Geschäft gehört ein bürgerliches Heim mit weichen Möbeln und vielerlei Sachen,“ daran haute sie schon. Das Heim hier, das ihm wie ein liebes Gesicht war, das man sich überhaupt nicht anders denken kann, war für sie nur etwas Vorläufiges; diese Gegenstände sollten allmählich durch schönere und bessere ersetzt werden. Hinter ihrem traulichen Gepolter über alltägliche Kleinigkeiten erschloß sich eine große Perspektive. Er mußte sich anstrengen, wenn er all dem entsprechen wollte, was sie von ihm erwartete.

Ellen verjämte ihre Häuslichkeit keineswegs, es lief

Ihr überhaupt nichts zwischen den Fingern weg. Wenn Belle in der Werkstatt war, stellte sie die ganze Geschichte auf den Kopf, schenerte und schrumpfte und hatte etwas Gutes für ihn zu Tisch bereit. Des Abends war sie draußen vor der Werkstatt und wartete auf ihn. Dann machten sie einen Spaziergang am Kanal entlang und über den grünen Wall, wo die Kinder spielten. Ellen hing schwer an seinem Arm. „Nein, Belle, wie ich mich heute nach Dir gesehnt habe!“ sagte sie zögernd. „Nest habe ich Dich ja und doch tut es mir ganz weh in meinen Brüsten; sie wissen noch nicht, daß Du bei mir bist.“

„Wollen wir heute abend nicht ein wenig arbeiten, nur eine Viertelstunde?“ pflegte sie zu sagen, wenn sie gegessen hatten, „um so eher wirst Du Meister und kannst es Dir ein wenig gemütlicher machen.“ Belle hatte vielleicht mehr Lust, einen Abendspaziergang mit ihr durch die Stadt zu machen oder irgendwo hinzugehen und den Sonnenuntergang zu genießen, aber ihre dunklen Augen schlossen sich um ihn.

Sie war voller Tatkräft in all ihrer Liebe, und immer war er es, um den sich alles drehte. Es lag etwas in ihrem Wesen, das die Möglichkeit ausschloß, an sich selbst zu denken. Im Verhältnis zu ihr selbst war ihr alles gleichgültig, nur zusammen mit ihm wünschte sie und für ihn! Sie war unberührt und mildtätig wie neue Erde; Belle hatte die Liebe in ihr wachgerufen, als unaufhörliches Bedürfnis zu geben. Er fühlte demütig, daß alles, was sie hatte, das brachte sie ihm als Gabe, und er tat alles, um ihre Freigebigkeit zu vergelten.

Er hatte es abgeklärt, die Leitung der Organisation zu übernehmen. Das Zusammenleben mit Ellen, die Aufrechterhaltung der neugegründeten Häuslichkeit ließ ihm keine Zeit zu einer anstrengenden Wirksamkeit nach außen hin. Ellen mischte sich nicht da hinein; aber wenn er nach Hause kam und seine Abende in Versammlungen zugebracht hatte, sah sie verweint aus. Es war dies eine Schwäche, daß er es nicht verstand, ihr auf andere Weise entgegenzutreten, und so blieb er denn bei ihr zu Hause und er entbehrte nichts. Ellen gab ihm reichlichen Ertrag. Sie verstand es, das kleine Heim um ihn zu schließen und es zu einer Welt von reichem, innigem Leben zu machen. Ein größeres Glied gab es nicht, als sich ein festliches Ziel zu setzen, einen Blumentopf aus Porzellan, der mit dem Aspidistrium auf dem Fensterbrett stehen konnte. Dazu gehörte eine Woche Ueberlegen und Sparen, und wenn sie ihn dann bekommen hatte, gingen sie Arm in Arm auf die andere Seite des Kanals hinüber und guckten zu den Fenstern hinaus, um die Wirkung zu sehen. Und dann tauchte etwas Neues auf: eine Brotmaschine, ein graviertes Namenschild; jeder Sonnabendabend bedeutete eine kleine Neuwerbung. Der „Arbeiter“ lag da und wurde nicht gelesen. Wenn Belle seine Arbeit einen Augenblick weglagte, um hineinzugucken, war Ellen da und zwickte ihn mit ihren Lippen ins Ohr. Seine freie Zeit gehörte ihr, und es war eine herrliche Zerstreung von der Arbeit, sorglos zu spielen wie zwei junge Hunde, weit herrlicher, als die Last der Sklavenverhältnisse der großen Menge zu tragen. Dann wurde das Blatt gekündigt. Ellen bekam das Geld jede Woche für ihren Spartopf. Sie hatte sich eine Ecke an der Marktstraße ausersehen, wo sie einen Laden und Werkstatt mit drei, vier Burschen einrichten wollten; dazu sparte sie zusammen. Belle mußte ihre Klugheit bewundern, denn das war eine gute Gegend.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Chadschi-Murat.

16] Von Leo Tolstoi.

„Warum bist Du nicht zu ihm gegangen?“ fragte Loris-Melikow.

Chadschi-Murat runzelte die Stirn und antwortete nicht sogleich.

„Ich durfte es nicht. In Schamyl lebte das Blut meines Bruders Osman und des jungen Chans Abunungal. Nein, ich ging nicht zu ihm. Rosen, der General, schickte einen Offizier zu mir und befahl mir, den Befehl über Avarien zu übernehmen. Nun wäre das ja recht gut gewesen, aber Rosen hatte vorher den Chan Mahomet-Mirza von Rasi-Kumykol und nach diesem Achmet-Chan über Avarien gesetzt. Dieser hatte einen Haß auf mich, er hatte einmal für seinen Sohn um die Schwester der Chane von Chunsach angehalten und schrieb es mir zu, daß seine Werbung abgewiesen wurde. Er schickte seine Trabanten, die mich töten sollten, doch entfloß ich ihnen. Da verleumdete er mich beim General Klugenau, dem er sagte, ich hätte es den Awaren verboten, den russischen Soldaten Holz zu geben. Auch daß ich diesen

Turban hier“ — Chadschi-Murat zeigte nach dem Turban auf seiner Mütze — „aufgesetzt hätte, sagte er dem General, und legte dies dahin aus, daß ich mich damit als Anhänger Schamyls bekenne. Der General aber glaubte ihm nicht und ließ nicht zu, daß mir auch nur ein Haar gekrümmt würde. Doch als der General nach Tiflis gefahren war, rüdte Achmet-Chan mit einer Kompagnie Soldaten gegen mich heran und nahm mich gefangen. Er ließ mich in Ketten schmieden und an eine Kanone binden.“

„Sechs Tage und sechs Nächte mußte ich so verharren. Am siebenten Tage wurde ich losgebunden und nach Zemir-Chau-Schura abgeführt. Vierzig Soldaten mit geladenen Gewehren brachten mich dahin. Meine Hände waren gefesselt, und es war Befehl erteilt, mich zu töten, wenn ich einen Fluchtversuch machen sollte. Ich wußte das. Als wir uns dem Moskoch näherten, wurde der Weg, auf dem wir marschierten, ganz schmal. Zur Rechten zog sich ein Abgrund hin, wohl fünfzig Klafter tief. Ich entfernte mich von den Soldaten nach rechts hin, nach dem Rande des Abgrundes. Der Soldat, der neben mir herging, wollte mich zurückhalten, doch ich machte einen Sprung nach dem Abgrund hin und zog den Soldaten mit. Er blieb zerschmettert unten liegen, ich aber kam mit dem Leben davon. Die Rippen, der Schädel, die Arme und Beine — alles war gebrochen. Ich versuchte zu kriechen, vermochte es jedoch nicht. Ein Schwindel befiel mich, und ich wurde ohnmächtig. Als ich erwachte, war ich ganz durchnäßt von Blut. Ein Hirt fand mich und rief Leute herbei, die mich in ein Dorf brachten. Die Rippen und der Kopf wurden heil, und auch die Gliedmaßen heilten, nur daß das eine Bein kürzer blieb.“

Und Chadschi-Murat streckte das kürzere Bein vor. „Es tut immer noch gute Dienste,“ fuhr er fort. „Als die Leute hörten, wie ich die Freiheit wiedergewonnen hatte, kamen sie herbei, um mich zu sehen. Sobald ich gesund geworden, begab ich mich nach Zemes. Die Awaren forderten mich auf, wieder über sie zu gebieten, und ich willigte ein,“ sagte er mit ruhigem, selbstbewußtem Stolz.

Chadschi-Murat erhob sich rasch. Er nahm ein Portefeuille aus einem seiner Reisefäcke, zog daraus zwei vergilbte Briefe hervor und reichte den einen davon Loris-Melikow. Es war ein Brief des Generals Klugenau. Loris-Melikow las ihn — er lautete: „An den Fährlich Chadschi-Murat. Du hast mir gedient — und ich war mit Dir zufrieden und hielt Dich für einen guten Menschen. Kürzlich aber hat Achmet-Chan mich benachrichtigt, daß Du ein Verräter bist, daß Du den Turban um Dein Haupt gelegt hast, daß Du zu Schamyl in Beziehungen stehst und dem Volke predigst, es solle der russischen Obrigkeit nicht gehorchen. Ich gab Befehl, Dich festzunehmen und mir vorzuführen, doch Du bist entflohen; ich weiß nicht, ob dies für Dich gut oder schlimm ist, da ich nicht weiß, ob Du schuldig bist oder nicht. Höre nun, was ich Dir sage. Wenn Du vor dem großen Jaren ein reines Gewissen hast und Dich unschuldig fühlst, dann erscheine vor mir. Fürchte Dich vor niemand — ich bin Dein Beschützer. Der Chan kann Dir nichts anhaben; er sieht selbst unter meiner Botmäßigkeit. Du hast also nichts zu fürchten.“ Weiter schrieb Klugenau noch, er habe stets sein Wort gehalten und sei stets gerecht gewesen, und zum Schluß ermahnte er Chadschi-Murat nochmals, sich ihm zu stellen.

Als Loris-Melikow den ersten Brief gelesen hatte, wies Chadschi-Murat nach dem zweiten, übergab ihn jedoch nicht sogleich dem Adjutanten, sondern erzählte erst, was er auf jenen ersten Brief geantwortet habe.

„Ich schrieb ihm: ich trage wohl den Turban, jedoch nicht um Schamyls, sondern um meines Seelenheils willen; zu Schamyl könne und wolle ich nicht übergehen, da er schuld sei, daß mein Vater, meine Brüder und viele meiner Verwandten getötet worden seien. Doch auch zu den Russen könne ich nicht übergehen, da ich von ihnen schmähtlich beleidigt worden sei. Als ich in Chunsach gefesselt am Boden lag, habe einer von ihnen mich mit seinem Kot besudelt, und ich könne nicht eher zu ihnen übergehen, als bis dieser Mensch getötet sei. Vor allem aber sei ich in Furcht vor dem Lügner Achmet-Chan.“

„Da schrieb der General mir diesen zweiten Brief,“ sagte Chadschi-Murat und reichte Loris-Melikow ein zweites vergilbtes Blatt.

„Ich danke Dir für die Antwort, die Du mir auf meinen Brief gesandt hast,“ las Loris-Melikow. „Du schreibst, es geschehe nicht aus Furcht, daß Du nicht zurückkehrst, sondern wegen der Schmach, die Dir von einem Siaren angetan worden. Ich versichere Dich aber, daß das russische Gesetz gerecht ist, und vor Deinen Augen soll derjenige bestraft werden, der es gewagt hat, Dich so schwer zu beleidigen. Ich habe schon Auftrag gegeben, diese Angelegenheit zu untersuchen. Doch höre nun weiter, Chadschi-Murat. Ich hätte wohl ein Recht, mit Dir unzufrieden zu sein, weil Du mir und meinem Ehrentwort nicht traust, doch verzeihe ich Dir, da ich weiß, daß Ihr Bergbewohner überhaupt sehr mißtrauisch seid. Wenn Dein Gewissen rein ist, wenn Du den Turban nur um Deines Seelenheils willen aufgesetzt hast, dann bist Du im Recht und kannst der russischen Obrigkeit und auch mir offen ins Auge sehen. Jeder Mensch, der Dich so schwer beleidigt hat, soll, dessen versichere ich Dich, schwer bestraft werden, auch Dein Vermögen soll Dir zurückgegeben werden, und Du wirst sehen und erkennen, was das russische Gesetz bedeutet. Um so mehr, als die Russen die Dinge anders ansehen, als Ihr, in ihren Augen nämlich bist Du dadurch, daß irgendein Siarke sich so schändlich gegen Dich benommen hat, durchaus nicht entehrt. Ich

selbst habe den Ginzringern erlaubt, den Turban zu tragen, und nehme ihre Angelegenheiten wahr, wie es sich gehört; ich wiederhole also, daß Du gar nichts zu befürchten hast. Komm zu mir mit dem Manne, den ich jetzt zu Dir sende; er ist mir treu ergeben, er ist nicht der Sklave Deiner Feinde, sondern der Freund eines Mannes, der bei seiner Regierung großes Gewicht hat."

Nochmals forderte dann der General Chadschi-Murat auf, zu ihm zu kommen.

"Ich glaubte diesen Worten nicht," sagte Chadschi-Murat, als Loris-Melikow den Brief zu Ende gelesen hatte, "und ich ging nicht zu Klugenau. Ich hatte vor allem an Achmet-Chan Rache zu nehmen, und dazu hätten die Russen mir nicht verholten. Damals umringte gerade Achmet-Chan mit seinen Leuten unser Dorf Belmes und wollte mich gefangen nehmen oder töten. Ich hatte zu wenig Leute und konnte ihn allein nicht zurück schlagen. Um jene Zeit nun kam zu mir ein Bote mit einem Briefe von Schamyl. Er versprach mir Hilfe gegen Achmet-Chan, den er töten wollte, und bot mir die Herrschaft über ganz Avarien an. Ich überlegte lange und ging schließlich zu Schamyl über. Und von dieser Zeit an lag ich beständig mit den Russen in Fehde."

Chadschi-Murat ließ nun einen Bericht über alle seine kriegsrischen Unternehmungen folgen. Es waren ihrer gar viele, und Loris-Melikow kannte sie zum Teil schon. Alle seine Angriffe und Ueberfälle zeichneten sich durch eine ungewöhnliche Kühnheit und Schlagfertigkeit aus, und der Erfolg war ihm stets treu gewesen.

"Eine Freundschaft hat zwischen mir und Schamyl niemals bestanden", sagte Chadschi-Murat zum Schluß seiner Erzählung — "er fürchtete mich vielmehr und bedurfte zugleich meiner. Da geschah es nun, daß jemand mich fragte, wer nach Schamyl Imam werden solle. Ich antwortete, der werde Imam sein, der den schärfsten Säbel habe. Diese Worte wurden Schamyl hinterbracht, und er trachtete fortan, mich loszuwerden. Er schickte mich nach Tabarajan. Ich zog dahin und erbeutete tausend Schafe und dreihundert Pferde. Da erklärte er, ich hätte seinen Befehl nicht richtig ausgeführt, entsetzte mich meines Amtes als Rahib (Statthalter) und befaßl mir, ihm alles Geld zu überenden. Ich schickte ihm tausend Goldstücke, er aber sandte seine Muriden zu mir und verarbeitete mich meines ganzen Vermögens. Er forderte mich auf, zu ihm zu kommen, doch ich wußte, daß er mich töten wollte und ging nicht hin. Er wollte mich nun mit Gewalt festnehmen lassen, doch ich schlug seine Leute zurück und ging zu Koronzow. Nur meine Familie konnte ich nicht mit mir nehmen. Meine Mutter, meine Frau und meine Kinder sind in seinen Händen. Sag dem Sardan, daß, solange meine Familie sich dort befindet, ich nichts zu unternehmen vermag."

"Ich werde es ihm sagen", versetzte Loris-Melikow.

"Nimm Dich meiner an, bemühe Dich für mich. Was mein ist, soll auch Dein sein, nur tritt bei dem Fürsten für mich ein. Ich bin gefesselt und gebunden, und Schamyl hält das Ende des Strides in der Hand."

Mit diesen Worten endete Chadschi-Murat seinen Bericht an Loris-Melikow.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Arbeitsschule.

In seinem Buche über „Die Schulreform der Sozialdemokratie“ sagt Heinrich Schulz über den Handarbeitsunterricht in der Volksschule:

„Deutschland steht auch in dieser Schulfrage wie in den meisten übrigen hinter dem Auslande zurück. Wohl gibt es seit Jahren in einzelnen Orten fakultativen Handfertigkeitunterricht, wohl wird er in Spezialschulen, besonders in den Hilfsschulen für Schwachbegabte, mit großem Erfolge angewandt, auch existiert seit Jahrzehnten ein Verein für Knabenhandarbeit, der lebhafteste Propaganda betreibt. Aber die maßgebenden Stellen weigern sich beharrlich, dem Arbeitsunterricht als vollberechtigten Unterrichtsfache die Türen der Schulen zu öffnen. Von den Behörden kann das in Deutschland nicht wundernehmen; der Arbeitsunterricht würde Platz beanspruchen, der in erster Linie dem Religionsunterricht abzunehmen wäre. Und das erscheint den rückständigen deutschen Regierungen unmöglich. Ferner würde der Arbeitsunterricht Geld kosten, ohne daß die herrschende Klasse unmittelbaren Nutzen von dieser Geldauswendung hätte. Dadurch wird die Einführung des Arbeitsunterrichts noch unmöglicher.“

Einmal noch bedauerlicher als diese feindselige Haltung der Regierungen ist das bisherige Verhalten der deutschen Lehrerschaft dem Handarbeitsunterricht gegenüber. Noch im Jahre 1900 hat die deutsche Lehrerverammlung (in Köln) die Aufnahme des Handfertigkeitunterrichts in den Lehrplan der Volksschule schroff abgelehnt. Man behandelte dieses wichtige, für alle Gebiete der Schulerziehung gleich bedeutsame Fach wie einen lästigen Eindringling.

Im Jahre 1912 will die deutsche Lehrerschaft auf ihrem Kongresse erneut das Problem zur Debatte stellen. Man hat das Schlagwort „Arbeitsschule“ geprägt, mit dem man den ganzen Komplex von Einzelfragen umfassen will. Eine Reihe von Anzeichen deuten darauf hin — bei aller Unklarheit der Begriffe im einzelnen —, daß die deutschen Volksschullehrer inzwischen die Zeichen der Zeit besser begreifen und würdigen gelernt haben.“

Als ein erfreuliches Anzeichen hierfür ist auch ein Buch zu begrüßen, das vor kurzem im Verlage von W. G. Teubner erschienen

ist. Es nennt sich: „Dortmunder Arbeitsschule. Ein Beitrag zur Reform des Volksschulunterrichts mit Stoffplanentwurf, Lehrbeispielen und zahlreichen Abbildungen“ und ist herausgegeben vom Lehrerkollegium der Augustaschule in Dortmund. Die Augustaschule ist eine vierzehnklassige Pflichtvolksschule „mit sieben aufsteigenden Stufen im Arbeiterviertel der sich gewaltig entwickelnden Industriestadt.“

Die Regierung ist mit der Herausgabe des Buches nicht einverstanden, sie erklärte dem Schullektor, daß vor der Veröffentlichung des Buches ihre Genehmigung habe eingeholt werden müssen! Man will also wohl immer noch am „bewährten Alten“ festhalten. Das Proletariat soll in der Barbarei der heutigen Volksschule einen Vorgesmack davon bekommen, daß es später als erwachsener Arbeiter, wenn es ganz vom Kapitalismus in seine Krallen genommen wird, zum Dulden und Entbehren, zu Qual und Mißfall verdammt ist. Darum auch herrscht in der Volksschule so wenig Freude. „Noch herrscht in der Schule die Anschauung der Bauernmedizin: je schenklischer das Ding schmeckt, desto besser“, erklärte Geheimrat Ostwald in einer Versammlung des Goethebundes, und er fügte mit gleichem Recht hinzu: „Je froher es in der Lehrstunde zugeht, desto reicher lehren die Kinder zurück.“

Letztes Endes hängt ja die Reform der Volksschule auch wieder mit der Beseitigung der kapitalistischen Ausbeutung der Arbeit zusammen. Erst dann kann die unbestimmte Freude recht in die Volksschule einziehen, wenn auch der Arbeiter seines Wertes wieder froh werden kann. Doch können auch alle Schritte nach dem Ziel des Interesses der Arbeiter sicher sein. Es ist deshalb angebracht, kurz zuzusehen, wie es in der Dortmunder Arbeitsschule zugeht.

Die Verfasser des Buches meinen, daß in der Frage des Handfertigkeitunterrichts seit dem Kölner Lehrertag 1900 durch die scharfe Unterscheidung von Werkstätten- und Werkunterricht eine Klärung erfolgt sei. In der Dortmunder Arbeitsschule ist die Handarbeit kein Sonderfach, sie durchdringt vielmehr den ganzen Lehrplan, natürlich im Rahmen des vorgeschriebenen Stoffplans, an den die Lehrer ja gebunden sind.

In dem Buche wird dargelegt, wie sich das Kind zur Erlangung und Darstellung von Wissensgebieten und Techniken schon vor der Schulzeit folgender Hilfsmittel bediene: 1. des Sprechens und Fragens, 2. des Formens und Zeichnens (beim Spiel), 3. des Singens. Diese Hilfsmittel werden in der Schule weiter entwickelt. Hinzukommen dann noch folgende Techniken: 1. Lesen, 2. Rechnen, 3. Schreiben. Dann kommt die Reform der Dortmunder Arbeitsschule: „Zur intensiveren Veranschaulichung der Sachgebiete sowie zur Kontrolle darüber, ob hinter der sprachlichen Darstellung Klarheit der Vorstellungen und Begriffe vorhanden ist, benutzen wir an der Augustaschule mehr als bisher die Hand. Es treten folgende Techniken hinzu: 1. Stäbchenlegen, 2. Formen mit Plastilin, Ton und Sand, 3. das Arbeiten mit Schere und Messer.“

Bei der Auswahl und der Anordnung der Wissensstoffe wurden folgende Grundsätze befolgt: 1. Stoffbeschränkung, 2. der Stoff soll für die Kultur der Gegenwart von Bedeutung sein, 3. bei der Stoffanordnung sind die Gesetze der geistigen Entwicklung zu berücksichtigen. Die Stoffbeschränkung wird im Interesse eines geist- und willensbildenden Unterrichts durchgeführt.

Mit dem Interesse an der engsten Heimat beginnt der Unterricht an der Augustaschule; an den Bildern, die sich dann dem Hirn der kleinen Sechsjährigen bereits eingedrängt haben, wird angeknüpft. „Wie Mutter Kaffee kocht“, der „Kohlenmann“, der „Schornsteinfeger“ und ähnliche Fragen werden behandelt. Schritt um Schritt vergrößert sich dann die Heimat des Schülers die acht Jahre hindurch. „Union“ und „Hösch“ (zwei Dortmunder Großeisenwerke) schildern ihre Brücken und Maschinen nach China, nach Japan, nach Südwestafrika usw. Die Dortmunder Biere gehen hinaus in alle Welt. Die Zeitung mit ihren Handelsnachrichten und Ortsberichten darf dann auch im Schulzimmer erscheinen. Dichter wie Villenron und Falke haben in der Schule ihr Plätzchen. „Wir haben auch einen Versuch gemacht, den Knaben des achten Schuljahres an der Hand der bekannten Meisterbilder des Kunstwartverlages einen Einblick in das Schaffen eines Albrecht Dürer, Ludwig Richter, Kethel, Steinhäusen, Thoma, Ullde und Menzel zu geben.“

Auch der „Vertrauensmann“ ist in die Augustaschule eingezogen: „Wir haben den Jungen des achten Schuljahrs gestattet, aus ihren Reihen einen Vertrauensmann sowie die notwendigen Arbeitsbeamten selbst zu wählen. Das sind die Anfänge der staatsbürgerlichen Erziehung. Da heißt es Anerkennung der persönlichen Fähigkeit, Dienstbarmachung der persönlichen Fähigkeit im Interesse der Schwächeren, Arbeitsteilung mit Rücksicht auf die verschiedene Begabung.“

Nach dem Programmwort des Direktors kommen dann in dem Buch über die Dortmunder Arbeitsschule die verschiedenen Klassenlehrer zum Wort, um noch ausführlicher Art und Verlauf des Unterrichts zu schildern.

Zunächst liegt den Lehrern daran, „den Unterricht so zu gestalten, daß er den Kleinen nicht zur unerträglichen Last, sondern möglichst zur Freude wird“. Das wird dadurch erreicht, daß die gewählten Stoffe im Interessen- und Anschauungskreis der Kleinen liegen, und dadurch, daß dem Beschäftigungstrieb Rechnung getragen wird. Erst geht's dann auf den Spielplatz, „hier geht's so fröhlich zu wie daheim auf dem Hofe“. Auch im Klassenzimmer ist später die Sorge der Lehrer „zunächst nicht auf Gewinnung

einer strengen Disziplin (Eisernen Händfesseln), sondern darauf gerichtet, daß die Schüler zu einer ihnen interessanten Beschäftigung gebracht werden. „Bei solch' einer Beschäftigung, bei der alle dasselbe Ziel verfolgen, stellt sich dann von selbst die notwendige Ruhe in der Klasse ein. Freilich ist das keine absolute Ruhe, und wir erblicken, ganz abgesehen von dem Geräusch der Arbeit, auch sonst in einer Bewegung der Kleinen, in einem Zusehensehen, kein strafwürdiges Vergehen. Bewegung ist eben bei sechsjährigen Kindern Naturnotwendigkeit und verrät nichts anderes als den Trieb zur Beschäftigung.“

An anderer Stelle heißt es: „Das Kind soll durch Greifen begreifen lernen. Wort und Werk stehen in anregendster Beziehung.“

Eine große Rolle spielen auch Streifungen in Feld und Wald und größere Wanderungen, bei denen alles mögliche Anschauungsmaterial gesammelt und später in der Klasse weiter verarbeitet wird. Die Materialien werden auch sonst auf die billigste Art beschafft. Von leeren Streichholzboxen werden Häuser angefertigt, daraus wird dann ein Stadtplan hergestellt usw. Auf dem Sandtisch wird eine Wasserleitung, werden Kanäle und Flußläufe modelliert. Dabei herrscht ein schaffensfroher Eifer und ein reger Drang zur Betätigung, so daß die Schule in Wirklichkeit eine „Werkstatt erdröhnend von Arbeit“ wird.“

In den letzten Schuljahren werden chemische und physikalische Experimente vorgenommen. Mit Metermaß und Meßband geht es ins Freie, um abzumessen, wie weit ein Kilometer reicht. Auf der Landkarte werden dann Entfernungen abgemessen und durch Rechenaufgaben in die wirklichen Entfernungen umgewandelt. Nach diesen werden dann weiter die Fahrpreise der Eisenbahnen berechnet usw.

„Es ist nichts im Verstande, wo es nicht zuvor im Sinne gewesen“, heißt es über Schülerwanderungen. „Unser Werk- und Arbeitsunterricht kennzeichnet sich daher in der Anwendung häufigster und mannigfaltigster Anschauungsformen. Bei der Betrachtung einer heimatischen Landschaft erachten wir es deshalb für unbedingt erforderlich, zur Gewinnung einer grundlegenden Anschauung vorher einen Spaziergang zu machen; denn nach diesem Weg ist die beste Geographie die selbsterlebte. . . . Auf der Tour werden die Kinder angehalten, genau zu beobachten, und alles Bemerkenswerte wird in Botanisiertrömmeln, Gläsern und Dosen mitgeführt. Ein Glas voll sandigen Bodens der Lippegegend wird mitgenommen, um ihn später mit dem fetten Mutterboden des Hellwegs zu vergleichen. Einen Roggenhalm von 2 Meter Höhe aus der Goesterörde nehmen wir mit, um ihn in der Klasse neben den aus der Sandheide des Münsterlandes stammenden Halm von 70 Zentimeter Länge zu stellen. Die Trommeln füllen sich mit den Ähren der verschiedenen Getreidearten, mit Blumen, Blättern, Galläpfeln usw. In Gläsern und Dosen werden Lebewesen mitgeführt, womit wir in der Schule unser Terrarium und Aquarium bevölkern. Bemerkenswerte Umrisse von Gebirgen sowie Windmühlen, Türme, Ruinen, interessante Bäume usw. werden in kleine Skizzenhefte gezeichnet. Wir betreten mit gütiger Erlaubnis des Bauern die Tonne eines Bauernhauses, lernen die Einrichtung derselben kennen und bemerken an den Wänden der Decke Schwalbennester. Wir lassen uns auch in ein plattdeutsches Gespräch mit dem Bauern ein und lernen auf diese Weise den Spaziergang für Unterrichtszwecke nutzbringend auszubenten.“

So ist in der „Dortmunder Arbeitsschule“ alles lebendig, alles steht in Beziehung zur Gegenwart.

Freilich herrscht immer noch die Ideologie der Herrschenden, die ja Zwangsläufig für die Allgemeinheit haben soll. Es wäre aber schon ein guter Fortschritt, wenn die Dortmunder Arbeitsschule Schule machen, wenn sie aus einer Ausnahme zur Regel werden würde.

## Kleines feuilleton.

### Literarisches.

Kürschners Universal-Konversations-Lexikon (Hermann Hillgers Verlag, Berlin). Anfangs der Vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts brachte der geschäftstüchtige Josef Kürschner bei W. Spemann in Stuttgart eine Neuauflage des alten Piererischen Konversations-Lexikons in 12 Bänden heraus. Infolge seiner Unzuverlässigkeit erwies es sich nicht als lebensfähig, obwohl es am Rande jeder Seite von einem ebenso mangelhaften „Universal-Sprachen-Lexikon“ begleitet wurde. Die ganze ungeheure Auflage blieb liegen. Kürschner jedoch ließ die Idee nicht unbenuzt. Er brachte sowohl sein Universal-Sprachen-Lexikon als Sonderbuch heraus, als auch den „Pierer“, auf einen starken Band zusammengedrängt. Nach Kürschners Tode hat der Hillgersche Verlag die Herausgabe fortgesetzt. Und so präsentiert sich denn jetzt das „Universal-Konversations-Lexikon“ in fünfter „bedeutend verbesserter und vermehrter Auflage“. Mag gelten; aber verschiedene Stichproben belehrten darüber, daß mancherlei Artikel in biographischen Teil einfach mit denselben Fehlern aus dem Kürschnerischen „Pierer“ hinübergenommen worden sind. Das trifft besonders bei Auslandspersonen zu. Th a d o r a y, um ein Beispiel anzuführen, ist nicht an

12., sondern 18. Juli 1811 geboren. Der Berliner Komponist und Hofkapellmeister L a u b e r t ist unter dem Rufnamen W i l h e l m, nicht Karl bekannt gewesen usw. Ferner sucht man manche bekannten Autoren vergebens; dafür figurieren die Namen obskurer Leute. Kurz, die Textrevisoren werden künftighin genauer hinschauen müssen, wenn sie nicht wollen, daß das ihnen im Vorwort vom Verlag ausgestellte „Fleißbillet“ unfreiwillig komisch wirkt! Sonst ist das Buch wegen seiner unübertroffenen Reichhaltigkeit nur zu loben. Es bringt wirklich alles Wissenswerte — in knapperster Kürze natürlich, wobei nicht immer der Kernpunkt herausgehoben wurde — bis ans Ende des vorigen Jahres. Selbst namhafte Sozialdemokraten, Parteiführer und Schriftsteller wurden registriert. Franz M e h r i n g fehlt allerdings. Was den Wert dieses Buches sehr erhöht, sind die reichen Bildbeigaben. Die Reproduktion derselben steht freilich nicht einwandfrei da. Die Miniaturreportraits mancher Persönlichkeiten gaben eine ganz schiefe Vorstellung. Detlev L i l i e n c r o n z. B. würde sich, sähe er sein Konterfei, im Grabe vor Lachen wälzen. Dagegen fallen unter den circa 3000 Textillustrationen die 16 farbigen und die 16 Schwarzdrucktafeln durch ihre künstlerische Wiedergabe annehmlich ins Auge. Der Druck ist zwar klein, aber deutlich. So steht denn in den 3000 Großtafeln oder 9000 Textspalten tatsächlich ein immenser Wissensstoff; und das Buch in seinem Glanzleinwandband ist überaus billig (Preis 6 M.). e. k.

### Astronomisches.

Eine halbe Million Lichtjahre. Für den Hochflug des Menschengeistes gibt es kaum einen stärkeren Ausdruck als das Wort Lichtjahr. Diese wenigen Buchstaben bezeichnen eine Größe, die zwar der menschlichen Vorstellung nicht mehr zugänglich ist, mit der man aber in der Wissenschaft rechnet wie mit irgend einem gewöhnlichen Maß. Ein Lichtstrahl legt in einer Sekunde 300 000 Kilometer zurück, kann also in dieser winzigen Zeit, die ungefähr dem sogenannten „Augenblick“ entspricht, mehr als siebenmal um die ganze Erde reisen. Was hat dann ein Lichtjahr zu bedeuten? — Ein Tag hat 86 400 Sekunden, also legt ein Lichtstrahl an einem Tage fast 26 Milliarden Kilometer zurück. Um nun zu einem Lichtjahr zu gelangen, hat man diese Ziffer noch mit 365 zu multiplizieren und kommt dann auf über 9 Billionen Kilometer. Das ist wirklich eine recht weite Reise, und doch wählt die Himmelskunde das Lichtjahr als eine Einheit, um die Entfernungen der Fixsterne von der Erde oder, was in dieser Hinsicht fast dasselbe sagt, von dem Sonnensystem auszudrücken. Es gibt nun Himmelskörper, deren Entfernung mehr als eine halbe Million Lichtjahre beträgt. Das sind die Spiralnebel, die nach der jetzigen Auffassung der Astronomen als ferne Milchstraßensysteme zu betrachten sind, also mit anderen Worten jeder Spiralnebel als ein besonderes Weltall wie das unseres Fixsternhimmels, der von dem Ringe der Milchstraße eingeschlossen wird. Nach neuen Schätzungen, die Professor Max Wolf in den „Astronomischen Nachrichten“ veröffentlicht, beträgt die Entfernung von acht verschiedenen Spiralnebeln zwischen 33 000 und 578 000 Lichtjahren. Der Durchmesser eines solchen Nebels wird bis auf 2200 Lichtjahre veranschlagt.

### Technisches.

Das Rosten des Eisens. Im chemischen Laboratorium der Technischen Mittelschule der Stadt Berlin wurden vor kurzem eine Reihe Versuche über diese Frage unternommen, deren Ergebnisse weit über die Kreise der Fachleute hinaus Beachtung verdienen. Es handelte sich darum, festzustellen, ob die allgemein verbreitete und wohl auch in der technischen Wissenschaft bisher als richtig angeiehene Meinung zutrifft, daß der beste Schutz gegen Rosten des Eisens dessen mehrmaliger Anstrich mit Leinölfarbe ist. Die erwähnten Versuche haben — so seltsam es auch scheinen mag — diese Ansicht als durchaus falsch erwiesen.

Sie wurden mit verschiedenen Sorten von Leinölfarben ausgeführt und ergaben bei allen Sorten ein und dasselbe Resultat. Die Eisenplatten, die an Glasstäben befestigt in durchströmendem Wasserdampf während vier Tagen und vier Nächten hingen, blieben unter den einmaligen Anstrichen blank, unter den zweimaligen waren sie partiell gerostet, unter den dreimaligen stärker und unter den viermaligen Anstrichen völlig gerostet. Diese Resultate wurden ausnahmslos bei allen Sorten von Leinölfarben beobachtet.

Es geht aus ihnen mit Deutlichkeit hervor, daß ein mehrfacher Anstrich durchaus kein Schutz gegen das Rosten ist, sondern im Gegenteil rostfördernd wirkt. Es ist ja ohne Zweifel, daß durch mehrfachen Anstrich die Porosität der Farbe und dementsprechend auch die Menge von Feuchtigkeit, die von außen durch die Farbe hindurchdringt, verringert wird. Aber das mehr oder minder leichtere Eindringen der Feuchtigkeit von außen her scheint für den Rostvorgang durchaus nicht wesentlich zu sein. Sondern es sind hier, wie die „Zeitschrift für Elektrochemie“ ausführt, Vorgänge elektrolytischer Art im Spiele, elektrischen Wechselwirkungen zwischen der unteren Schicht anstrichfreien Eisens und der oberen mit Farbe fest behafteten. Ueber die Einzelheiten dieser Vorgänge läßt sich zurzeit noch wenig aussagen, so daß es auch unmöglich ist, deren lückenlose Erklärung zu geben. Trotzdem wird man in der Praxis gut tun, von dem bisher üblichen Verfahren mehrmaliger Anstriche mit Leinölfarbe abzukommen und bei jeder Erneuerung der Farbe an der Oberfläche des Eisens die alte Farbe so gründlich wie möglich zu entfernen.